

Der Phantast

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **57 (1931)**

Heft 45

PDF erstellt am: **06.05.2021**

Persistenter Link: <http://doi.org/10.5169/seals-464359>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Phantast

Er sprach gern von Pferden und Pferdekräften,
Von Kinostaren und Liebesgeschäften,
Von Reisen und Rennen, dass jeder glaubte,
Er führe ein Leben, aufs Schönste bewegt,
Ein Mann, der überall Herzen raubte,
Von Frauendunst und -Händen gehegt.

Oft, wenn er so durch Stunden geplaudert,
Hat's ihm vor dem eigenen Bilde geschaudert.
Dann legte der Arme ermüdet sich nieder,
Um weiter zu träumen von billiger Lust,
Dann kamen, berauschend, Erlebnisse wieder,
Die meist nur erstanden in seiner Brust.

Zeitweise freilich fand er auch kläglich
Sein ganzes Leben und unerträglich.
Dann ward er des eigenen Wesens Spötter,
Misstrauend den Bildern der Phantasie,
Und gab sich nicht mehr als Günstling der Götter,
Sondern litt an schwerer Melancholie.

Nb.



Das Sündenbabel.

Im «Schwarzwälder Tagblatt» schildert ein rührend naiver Provinzonkel die moralische Verkommenheit der Großstadt. Ueber den Berliner Kurfürstendamm schreibt er: «... da macht sich am hellichten Tage schamlos, in stinkige Wolken übeln Parfümduftes gehüllt, das widernatürlichste Laster breit... der Inhalt sämtlicher Freudenhäuser der Welt, von den Zeiten Neros über die verderbte Epoche Venetiens bis zu den Lasterhöhlen Schanghais, ist auf diese Strasse gespieen... Larven der reinen Erotik! Um des Sexuellen willen entstellt, bis keine Aehnlichkeit mit menschlichem Antlitz mehr bleibt. Weiber, die sich die Augenbrauen abrasieren, und die Striche, die sie andeuten sollen, unterhalb auf die Backe ziehen...» — Wie man sieht: Ein Bild, aus allen Requisiten moderner Mädchenhändlerfilmen zusammengestellt. Leider vergisst der kolportierende Provinzonkel ein typisches Merkmal der Großstadt: Dass nämlich diese anrühigen «Verkehrs»-Strassen ausgesprochene Fremdenverkehrsstrassen sind, und ... (das ist zu bekannt, als dass es bewiesen werden müsste) ... dass ein guter Prozentsatz ihres Stammpublicums gerade von jenen moralisierenden Provinzonkels lebt ... denn so sind diese Provinzonkels: Ueber nichts entsetzen sie sich lieber als über das Laster, und wohl nur, um sich darüber entsetzen zu können, suchen sie es auch auf.

Ein Witz wird Wahrheit.

Der Witz von dem Einbrecher, der in eine Studentenbude einsteigt, alles durchsucht

und zuletzt mitleidig zwanzig Franken auf den Tisch legt — dieser Witz hat in Strausberg seine reale Parallele gefunden: Zwei Räuber klopfen kurz nach Geschäftsschluss einen Bäckermeister heraus. Wie er öffnet, dringen sie mit vorgehaltenem Revolver ein und verlangen die Herausgabe der Kasse! Mehr verzweifelt als erschrocken schildert der Bäcker den beiden Einbrechern seine Lage, spricht von seiner Not, seinen vier Kindern, und ... die Räuber verstehen. Sie drücken dem Meister die Hand und mit den Worten: «Uns geht es auch schlecht!» entschuldigen sie ihren ungebeten Besuch. — — Es müssen schlechte Zeiten sein in Deutschland, wenn es sogar den Einbrechern so schlecht geht. Doch tröstlich ist, dass diese Not ein gutes darin hat, dass sie die eiteln Konventionen sprengt und im Menschen das menschlichste aufblühen lässt: Das Mitgefühl.

Die gezeichnete Stimme.

Jeder weiss, dass beim Tonfilm die Töne als Tonbild auf den Filmstreifen photographiert sind, so dass jedem Strich des Bildes ein Ton entspricht. Die Idee war nun nahelegend, solche Tonbilder frei zu zeichnen, und diese Bilder dann durch die Tonapparatur ins Klangliche zu übertragen. Jeder Strich gibt dann einen Ton, und bei gründlicher Kenntnis des Verhältnisses von Strichen und Tönen kann man beliebige Töne in beliebiger Stärke und Klangfarbe zeichnen. Rudolf Pfenninger (München) hat nun dieses System ausgearbeitet und damit der Musik ein neues unbegrenztes Feld eröffnet. Mit mathematischer Genauigkeit kann man

nun eine menschliche Singstimme zeichnen oder die symphonischen Klänge eines Orchesters, oder das Gelärme einer Großstadt ... aber auch völlig neue noch nie gehörte Töne lassen sich erzeugen. — Und der Komponist der Zukunft? Er wird nicht mehr Partituren schreiben, sondern wird seine Musik mit dem Pinsel malen. — Und der Sänger der Zukunft? Er wird nur noch den Mund auf und zu machen. Die Stimme dazu zeichnet mit letzter Vollendung der berühmte Stimmenmaler X.

Radium.

Im Norden von Kanada wurden grosse Uranlager entdeckt. Die Funde sollen alles bisherige übertreffen. — Hoffentlich wird nun durch diese neue Quelle der Preis des kostbaren Radio-aktiven Stoffes soweit sinken, wie dies, in Anbetracht seiner grossen Heilwirkung, im Interesse der Menschheit erwünscht wäre. Bisher liegt die Ausbeutung radioaktiver Stoffe in Händen eines Trustes und der Preis wird künstlich auf der enormen Höhe von 300,000 Franken pro Gramm gehalten.

Es könnte noch schlimmer sein

Lieber Nebelspalter!

Ich finde, man dürfte heutzutage sogar die etwas anrühigen Witze nicht mehr so ganz von der Salonfähigkeit ausschliessen, da man ja Tag für Tag in den Kino-Clichés Darstellungen sieht, die sich ohne weiteres als Zimmerschmuck in einem Bordell gebrauchen liessen. Nun, derartiges bringe ich ja nicht auf den Markt, aber ich meine nur so. Hier hätte ich also ein paar Kandidaten, die sich Ihnen vorstellen.

Der Schaggi und der Haiggi waren gute Freunde und trafen sich jeden Abend am Stammtisch. Aber Haiggi hatte den lästigen Brauch, auch bei traurigen Anlässen die stereotype Redensart: «Es khennt noch schlim-

